

«Wir dürfen alle mal abheben»

Vom Bauernbub zum Kurator: Seit der Eröffnung vor drei Jahren leitet der Thurgauer **Ueli Vogt** das Zeughaus Teufen. Er pflegt die Vielfalt und die Zwischentöne und sieht das Zeughaus als Freiraum, in dem viel passieren kann. Zum Appenzellerland wahrt der 49-Jährige Distanz.

PATRIK KOBLER

Herr Vogt, Sie führen das Zeughaus Teufen seit der Eröffnung vor drei Jahren. Wie fällt Ihre Bilanz aus?

Vogt: Ich habe schon viel gemacht und 20 Projekte realisiert. Deshalb habe ich das Gefühl, das ich schon viel länger hier bin. Meiner Ansicht nach war es eine erfolgreiche Zeit. Ich habe das Gefühl, dass das Zeughaus Teufen gut positioniert ist. Auch wenn ich die Position nicht in drei Wörtern fassen kann. Wir fokussieren nicht auf ein Thema. Das würde die Ausstrahlung des Hauses zu fest einschränken. Wir haben das Grubenmann-Museum, die Hans Zeller-Bilder und Wechselausstellungen. Diese Vielfalt weckt hoffentlich den «Gwunder».

Gibt es ein Konzept?

Vogt: Klar, die Dauerausstellung als Ausgangspunkt zu nehmen und immer wieder in ein neues Licht zu setzen. Dabei verhalte ich mich sehr frei und verwende Kunst als Mittel.

Apropos Freiheit: Sie tragen Vorbild und wirken vom Äusseren her rebellisch. Stimmt dieser Eindruck?

Vogt: Nein, eigentlich nicht. Auch in meiner Arbeit setze ich auf Irritation und nicht auf Provokation. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Durch Irritationen schärfe ich die Wahrnehmung der Leute.

Sie haben verschiedene Sparten angesprochen. Schauen die Besucher immer alles an?

Vogt: Das ist mein Anspruch. Die Leute sollen alles anschauen. Durch die Vielfalt bekommt das Haus etwas Einzigartiges. Meine Aufgabe ist es, Beziehungen herzustellen. Es ist doch herrlich, Sachen zusammenzubringen, die nicht richtig zusammengehören. Beispielsweise besuchen viele Zimmerleute das Gruben-

sammenarbeit mit den Zimmerleuten, welche die Grubenmann-Ausstellung im Zeughaus besuchen. In der Kuratoren-Welt ist mein Werdegang ein Nachteil; als Nicht-Kunsthistoriker bin ich ein Aussenseiter. Ich werde nicht besonders ernst genommen.

Hätten Sie gerne die Anerkennung ihrer Kuratoren-Kollegen?

Vogt: Anerkennung durch die Kollegen wäre schön. Allerdings leide ich mehr unter der Missachtung der breiten Bevölkerung. Hier im ländlichen Raum haben wir nicht so viele Museumsbesucher. Ich versuche, diesen Nachteil zu einem Vorteil zu machen. Wenn nur wenige Leute eine Ausstellung sehen, kann man mehr wagen. Denn es ist nicht so schlimm, wenn mal etwas misslingt. Das Zeughaus Teufen ist ein Freiraum, in dem ganz viele Sachen passieren können.

Was gefällt Ihnen an Ihrer Aufgabe?

Vogt: Ich mache gerne Ausstellungen. Sie sind ein wunderbares Medium und haben einen begrenzten Zeitraum. Architektur oder Bücher haben einen Anspruch auf Ewigkeit. Eine Ausstellung dagegen dauert vier Monate oder auch mal nur zwei Wochen. Ausserdem stehen einem viele Medien zur Verfügung. Man kann mit Künstlern, Gegenständen, Texten oder Stimmungen arbeiten.

Wie haben Sie diesen Beruf für sich entdeckt?

Vogt: Am Anfang war das Interesse an der Kunst. Als ich etwa 25 Jahre alt war, habe ich in einer alten Fabrik in Frauenfeld meine ersten Ausstellungen gemacht. Ich habe es schätzen gelernt, mit Künstlern Sachen zu entwickeln. Sie können dir auf Fragen Antworten geben, die noch gar nicht gestellt sind.

Mit Künstlern zu arbeiten kann aber auch sehr anstrengend sein.

Vogt: Künstler haben etwas Unberechenbares. Damit muss man umgehen können. Dafür entstehen oft überraschende Sachen. Ich mag es, wenn nicht alles endlos kontrolliert ist, in unserer so kontrollierten Welt.

Finden Sie die Kulturszene manchmal nicht auch fürchterlich abgehoben?

Vogt: Wir dürfen alle mal etwas abheben. Es ist eine Einladung zur Befreiung. Wir haben dermassen viele Zwänge und Sachen, die nicht zu ändern sind. Viele Menschen leiden darunter. Kunst kann befreien. Ausserdem funktioniert es nicht, nur populistisch zu sein. Radio SRF 2 hat ganz wenige Zuhörer. Trotzdem ist es wichtig, dass es dieses Angebot gibt.

Sie wollten neue Blicke auf Teufen ermöglichen. Ist Ihnen das gelungen?

Vogt: Bis jetzt nicht. Das habe ich wohl in der ersten Verliebtheit gesagt, als ich mich ins Dorf integrieren wollte. Heute kokettiere ich gerne damit, kein Appenzeller zu sein. Ich wahre eine gewisse Distanz zum Appenzellerland. Nicht aus Angst oder Arroganz, sondern um mir den unbefangenen Blick zu bewahren.

Dann riskieren Sie aber, ein Fremder zu bleiben.

Vogt: Das riskiert man als Auswärtiger sowieso. Es ist mir aber wichtiger, dass ich einen

eigenen Blick auf die Welt bewahre, weil ich nicht zu fest aus dem Beziehungssumpf komme.

Applaus ist der Lohn der Künstler. Was ist der Lohn für den Kurator?

Vogt: Ich schaue zum Beispiel, was die Presse schreibt. Dass die «NZZ am Sonntag» positiv über eine Ausstellung im Zeughaus geschrieben hat, ist für mich sehr wichtig. Aber natürlich freut es mich auch, wenn die Leute Freude an einer Ausstellung haben. Oder einmal diskutierte die Leute nach einer Podiumsdiskussion zwei Stunden weiter. So hat ein Museum Relevanz. Besonders, wenn die Diskussion in einer zivilisierten und differenzierten Art erfolgt. Mit dem «Ort der List» versuche ich diese Zwischentöne zu pflegen.

Ort der List?

Vogt: Das Museum hat den Auftrag, sich um die Baukultur zu kümmern. Das ist aber gar nicht

so einfach. Es gibt im Appenzellerland sehr viele Organisationen, die sich der Baukultur widmen. Aber alle arbeiten für sich. Es gibt keine gemeinsame Haltung. Ich wollte alle an einen Tisch holen, das war aber nicht möglich. Ich kreierte deshalb ein

Politik ist mir zu wenig differenziert. Die Welt ist oft sehr kompliziert.

neuen Ort und nicht eine neue Organisation. Als Namen hat mir H.R. Fricker «Ort der List und der Baukultur» vorgeschlagen. Wir starteten mit fünf Leuten. Mittlerweile findet die Veranstaltungsreihe fast jeden letzten Donnerstag im Monat statt. Wir diskutieren in kleinem Rahmen sehr differenziert über Baukultur. Mir schwebt eine Art

Lesezirkel vor, der allerdings statt Bücher Pläne liest.

Was bedeutet Ihnen die Appenzeller Baukultur?

Vogt: Ich würde eher von Baukultur überhaupt sprechen. Ich bin ein leidenschaftlicher Architekt, auch wenn ich selber nie viel gebaut habe. Architektur ist eine der schönsten Künste. Wenn man baut, muss man sich auch mit den örtlichen Gegebenheiten und der örtlichen Baukultur befassen. Für mich geht es dabei weniger um Fragen wie Sprossenfenster oder Ziehläden. Es geht mir mehr um Wesen und den Sinn.

Können Sie das näher beschreiben?

Vogt: Was soll beispielsweise mit einem Stall passieren, der nicht mehr gebraucht wird. Ich finde es ein falsches Verständnis von Baukultur, wenn man den Stall in der ursprünglichen Form stehen lässt und diesen als Garage

für ein Luxusauto oder als Schwimmbad nutzt. Es bringt nichts, eine Form zu bewahren, die nicht mehr stimmt. Die Ställe gibt es ja nicht, weil sie so schön, sondern weil sie praktisch waren. Die Herausforderung im Appenzellerland ist, wie man die Zerstreung verdichten soll. Es gibt viele Streusiedlungen. Jetzt müsste man eine adäquatere Form erfinden.

Was halten Sie vom neuen Baugesetz, das eine Lockerung des Ortsbildungsschutzes vorsieht?

Vogt: Der jetzige Zustand ist auch nicht optimal. Vieles ist geschützt und es gibt diverse Gremien, die mitentscheiden. Jetzt haben wir einen schematischen Schutz mit vielen Vorschriften. Die vorgesehene Beratung dagegen wäre dynamisch. Man könnte so besser reagieren. Die Schwierigkeit dabei ist, wer die Beratung macht und wie die Rechtsgleichheit gewährleistet wird.

Sie haben die Debatte zum Baugesetz im Kantonsrat mitverfolgt. Würde es Sie reizen, selber in die Politik einzusteigen?

Vogt: Politik ist mir zu wenig differenziert. Die Welt ist oft sehr kompliziert. Aber mit Differenziertheit hat man in der Politik keine Chance.

Ihr Hobby ist Lesen. Was lesen Sie?

Vogt: Zurzeit lese ich deutsche Familiengeschichten. Es ist wahnsinnig, was diese Familien im 20. Jahrhundert alles erlebt haben: zwei Weltkriege, die DDR, den Mauerfall. Die Schicksale finde ich berührend. Ausserdem interessiert mich Religionsgeschichte. Weshalb glauben wir an die Krippe oder das Kreuz?

Sind Sie auch künstlerisch tätig?

Vogt: Man wirft Kuratoren manchmal vor, dass sie verheiratete Künstler seien. Aber ich bin kein Künstler, ich bin besser im Verbindungen herstellen.

Wie wollen Sie Spuren hinterlassen?

Vogt: Mit Erinnerungen an gute Ausstellungen. Ich hoffe, dass ich einen schönen Strauss hinterlassen kann. Es gibt auch andere Spuren. Nach der Bauernmöbel-Ausstellung haben wir aus den Motiven einen Stoff herstellen lassen. Mit diesem reisen nun die Designer um die Welt und versuchen, ihn den grossen Modelabels zu verkaufen. Vielleicht produzieren wir daraus später auch Kleider für eine Ausstellung.

Wie lange bleiben Sie noch Kurator des Zeughaus Teufen?

Vogt: Ich habe mir keine Frist gesetzt. Es gibt zwar Tage, an denen ich mich frage, wie lange ich das noch machen soll, weil ich etwas einsam bin hier. Aber: Mein Herz schlägt immer noch fürs Zeughaus.

Zur Person

Erst Gärtner, dann Architekt

Ueli Vogt ist 49 Jahre alt und in Güttingen aufgewachsen. Er lernte Landschaftsgärtner und studierte später Architektur. Er wohnt in St. Gallen und ist seit 2012 Kurator des Zeughaus Teufen. Zuvor arbeitete er in der Kunstgiesserei Sitterwerk in St. Gallen.



Kein Rebell: Ueli Vogt, Kurator des Zeughaus Teufen, setzt auf Irritation statt auf Provokation. Bild: pk